

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Vietnam

03. Januar bis 16. Februar 2003

# **Staatenlos in der Heimat? Die Situation der „Auslands-Vietnamesen“ nach der Repatriierung**

Von Gerd Arendt

Vietnam, vom 03. Januar bis 16. Februar 2003  
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung



# Inhalt

1. Zur Person?	14
2. Prolog	14
3. Zur Historie der Vermittlung von Arbeitskräften innerhalb des „Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ (RGW)	15
3.1 Die damalige Situation in Vietnam	15
3.2 Zum Alltag in der DDR	17
3.3 Arbeiten im Ausland – die geraubte Perspektive	19
4. Die „Wende“ und die Rückführung	20
5. Staatenlos in der Heimat Die harten Jahre nach der Repatriierung	21
5.1 Zurück in Hanoi	21
5.2 „Eierlikör in Vietnam?“	24
5.3 Eine Begegnung in Can Tho	26
6. Die Auslandsakademiker	28
6.1 Hoa und ihre Kommilitonen	28
6.2 Dr. Tan	31
7. Zu den deutsch-vietnamesischen Beziehungen	33
7.1 Politik als interkultureller Anspruch	33
7.2 Zwei Besuche bei Deutsch-Vietnamesischen Freundschaftsgesellschaften	35
7.3 „Heute Gulasch!“ Impressionen aus einem deutschen Lokal	37
7.4 Tourismus – Wegbereiter einer neuen Ära?	38
8. Fazit und Schlusswort	41

## 1. Zur Person

Gerd Arendt, geboren am 02. Februar 1967 in Köln. Abitur, Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann für Musikinstrumente. Absolvent der „Hochschule der Künste Berlin“ im Studiengang Musik. Diverse musikalische Veröffentlichungen (BMG/Ariola, Koch-Records-Int. BIT u.a.) und Fernsehproduktionen (z.B. ZDF, SAT I, RBB, Tele5). Seit 1993 als Journalist tätig. Autor für SFB, Deutsche Welle tv und Heinrich-Bauer-Verlag. Interessenschwerpunkt: Kultur.

Zahlreiche Studienreisen nach Südostasien.

Seit 1997 Redakteur bei RTL-Fernsehen.

## 2. Prolog

„Vietnam ist so wie Thailand – bloß ursprünglicher“, so die oberflächliche und gerne verbreitete Fehleinschätzung vieler Südostasien-Novizen. Gerade einmal eine Flugstunde von Bangkok entfernt, präsentiert sich ein Land, in das – neben Kambodscha – wie sonst in kaum einem anderen dieser Region die Tragödien der jüngeren Historie überall offensichtlich eingemeißelt sind. Die Menschen sind geprägt durch die Risse ihrer Biographien, versehrt durch das Leid jahrhundertelanger Unterjochung – und trotzdem im Aufbruch. Vietnam will partizipieren, sich erheben. Es ist allerorten spürbar: Ein Hauch Euphorie, Zuversicht und Zukunftsglaube prägen die Atmosphäre.

Wer in Vietnam die aktuelle Situation beschreiben und ein konkretes Bild des Landes zeichnen will, braucht Geduld. Asiatische Höflichkeit, höfliche Ablehnung und durchaus auch ablehnende Abgrenzung sind stetige Weggefährten, sucht man sich einem Thema wie diesem zu nähern. Die Vergangenheit als Tabu. Schwierigkeiten? Gab es auch, aber eigentlich war alles im Großen und Ganzen nicht so schlecht. Und Details bitte? Ach, das sei ja jetzt vorbei!

Kein Zweifel, die Jahre nach der plötzlich erzwungenen Rückkehr aus der Bundesrepublik waren hart, sehr hart. Doch das waren die Zeiten davor auch, einfach war es nie. Mit der Maske neuen Glücks versucht Vietnam alte Wunden zu verkleiden. Schließlich gibt es jetzt Jobs, kaum noch Hunger und so etwas wie eine Gründerzeitstimmung. Nicht ohne Stolz ist vielen die kärgliche Prozentzahl des deutschen Bruttoinlandprodukts geläufig, Optimismus gegen hiesige Depressivität.

Die aktuellen Beziehungen zwischen Vietnam und der Bundesrepublik sind augenscheinlich auf einem hervorragenden Stand. Ohne Frage: Defi-

nitiv beigetragen haben hierzu in besonderem Maße die deutschen Aktivitäten, insbesondere auf dem Gebiet der Entwicklungshilfe. Hervorzuheben sind hierbei nicht nur Quantität, sondern auch Qualität der Maßnahmen: Minderheitenschutz, Existenzgründungshilfen, Menschenrechte, Kulturaustausch – die Bundesrepublik ist engagiert vertreten, hat Vertrauen im Land aufgebaut.

Ein differenziertes oder gar kritisches Bild der Jahre in Deutschland ist bei den repatriierten Vietnamesen eine Seltenheit. Euphorie und Dank überwiegen trotz oft erlebter widrigster Lebensumstände, offener Feindseligkeit und Sündenbockstigmatisierung. Die Problematiken vor, während und nach den Jahren in der Fremde erschließen sich daher dem Vietnam-Besucher oft mehr durch das Einordnen des Gesagten als durch das Gesagte selbst – Angst vor Gesichtsverlust als Feind realistischer Betrachtung. Außerdem: Vietnam hat gerade auf dem Tourismussektor in den letzten zwei Jahren noch einmal eine extreme Wandlung durchgemacht. Geld ist daher leider oft die Prämisse, unter der Einheimische in erster Linie den Kontakt zu Europäern zu begreifen suchen.

So war die Aufgabe dieser Reise, sich nicht in flüchtigen Kontakten zu üben, sondern Menschen mehrfach zu treffen, Basis aufzubauen. Und dann das ursprüngliche Vietnam kennenzulernen, was sich zaghaft öffnet: Gastfreundlich, lebenswürdig und nach vorne schauend – und doch stets begleitet von einem kleinen Schleier vergrabener Erinnerungen an die leidvolle Geschichte einer gesamten Nation.

### **3. Zur Historie der Vermittlung von Arbeitskräften innerhalb des „Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ (RGW)**

#### **3.1 Die damalige Situation in Vietnam**

Zu Beginn der achtziger Jahre sah sich Vietnam mit massiven Schwierigkeiten konfrontiert. Der Krieg hatte seinen Tribut gefordert: Arbeitslosigkeit, Hunger, zerrüttete Familien – an Perspektive war nicht zu denken. Der Sozialismus dümpelte kläglich vor sich hin; besonders in ländlichen Gebieten war jeglicher Job-Wunsch Illusion. In den „sozialistischen Bruderstaaten“ dagegen brauchte man Kräfte – für einfache Tätigkeiten natürlich, und bezahlbar musste es auch sein. „Gastarbeiter“ suchte man nicht, das hätte ja an das verhasste Prinzip kapitalistischer Ausbeute erinnert, nein, „Hilfe zur Ausbildung“ hieß die kaschierende Vokabel, unter der Vietnam und die damalige DDR 1980 ein Abkommen zur Entsendung von Arbeitskräften schlossen. Der SED-Staat war dabei nur eines von vielen Ländern,

weitere Verträge im Rahmen des „Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ (RGW) folgten (beispielsweise mit Bulgarien, der CSSR und der UdSSR). Die Regierung in Hanoi erhoffte sich davon zweierlei: Die Verwandten in der Ferne würden ihre Familien in der Heimat unterstützen und somit den dortigen Markt entlasten, zusätzlich würde eine obligate Lohnabgabe an das Vaterland Geld in die leeren Kassen spülen. Tatsächlich wurden zwischenzeitlich bis zu einer Million Vietnamesen aus der Fremde alimentiert, tatsächlich sollte Hanoi erst einmal profitieren.

Neu waren diese Kooperationsversuche nicht. Bereits 1955 hatte Ho Chi Minh höchstpersönlich um Unterstützung für sein Land aus dem sozialistischen Lager geworben und im Endeffekt von der Sowjetunion erhalten. Somit akzeptierte er auch von Moskaus Zentralregierung eingefädelt Hilfe von Bruderländern, um Vietnamesen in der Fremde ausbilden zu lassen. Die erste Offerte kam prompt – aus Moritzburg bei Dresden. Die Genossen aus der DDR boten Hanoi an, eine Zahl von Kindern bei sich ausbilden zu wollen. Und so starteten im Juli 1955 149 vietnamesische Kinder im Alter zwischen neun und fünfzehn Jahren zu einer vierwöchigen Bahnreise in das gelobte Land DDR. Noch heute ist der legendäre Kreis der „Moritzburger“ in Vietnam äußerst angesehen, wird er doch als Initialzündung für die Institutionalisierung eines positiven deutsch-vietnamesischen Verhältnisses begriffen.

Wer damals mitfahren durfte und wer nicht – selbstverständlich ein Akt behördlicher Willkür. Schließlich mussten auch die Kinder verdienter Kader und Freiheitskämpfer berücksichtigt werden, hoffte man doch, eine kleine Elite heranzüchten zu können, die später den inneren Machtzirkel unterstützen würde.

Willkürlich präsentierte sich auch das Rekrutierungsprinzip für die Kontraktarbeiter in den Achtzigern. Ausgewählt wurden die zu Entsendenden durch die Staatsbetriebe – Nährboden für Korruption mit der programmierten Folge generalisierter Ausbeute der Suchenden. Viele Vietnamesen konnten die verlangten Bestechungsgelder nicht aufbringen, sie verpflichteten sich, an ihre „Gläubiger“ Waren zu importieren – und das über Jahre hinweg. Als die Arbeitsplätze in der DDR wegbrachen, manifestierte sich die Rückkehr oft noch zusätzlich in einem Bankrott auch den so genannten „Arbeitsvermittlern“ gegenüber.

Das Strohhälmchen „Arbeit in der Fremde“ mobilisierte zwischen 1980 und 1990 immerhin geschätzte 70.000 vietnamesische Bürgerinnen und Bürger, ihr Land zu verlassen. Vier beziehungsweise fünf Jahre gesicherte Arbeit garantierten die Kontrakte – so etwas hatte es bisher nicht gegeben.

Auch Vu Manh Hung entschied sich dafür, der Misere in der Heimat zu entfliehen. Ich treffe mich mit dem heute etwa Mitte dreißig Jahre alten

Mann in Hanoi. Hung hatte als Jugendlicher in Vietnam Schlosser gelernt. Aufgrund seiner Qualifikation avancierte er schnell zum Aspiranten für das „Austauschprogramm“. Ein weiterer relevanter Faktor: Politisch musste man unauffällig geblieben sein, das war Hung. Nein, in seinem Fall sei es nicht sehr schwer gewesen, auch hätte er niemanden bestechen müssen. Es habe nicht lange gedauert, dann sei er von 1987 bis 1990 als Maschinenschlosser in einem Erfurter Kombinat beschäftigt worden. Von der Arbeit her sei das ein Privileg gewesen – eine verständliche Ansicht, denn die meisten Kontraktarbeiter wurden nur in „angelernten Tätigkeiten“ eingesetzt. Auf Deutsch heißt das: Drecksarbeit machen! Fließband, Reinigungskraft, Näher – an Weiterentwicklung oder wirklicher Integration der „Gäste“ war man nicht interessiert, Funktionalität des Menschen im Rahmen der Planerfüllung eben als oberstes politisches Ziel. Eine Problematik, mit der sich jedoch in Vietnam niemand auseinanderzusetzen wagte und auch konnte. Die Ökonomie bestimmte das Sein.

„Sehen Sie“, sagt Hung, „man brauchte hier keinen Schlosser. Die meisten Leute waren zu arm und machten alles selbst. Ich hatte keine Wahl, ich musste weg!“

### 3.2 Zum Alltag in der DDR

Weg! Das hieß konkret: Weg von Familie, weg von Frau und Kind, weg von Traditionen. Die Vietnamesen wurden in der DDR lagerähnlich kaserniert, vier Personen im Raum, fünf Quadratmeter pro Person, Außenkontakte zu Deutschen nicht erwünscht. Der Vorwurf der „Vietnamesenfreundlichkeit“ galt bereits als Entlassungsgrund, die neuen Mitbürger wurden zudem als Überträger ansteckender Krankheiten wie beispielsweise Aids gebrandmarkt. Wesentlich schlimmer noch sind die Berichte vietnamesischer Fremdarbeiter, die in die UdSSR geschickt wurden. Dort vegetierte man teilweise zu zehnt auf dem Zimmer, für zweihundert Arbeiter stand lediglich eine Dusche zur Verfügung.

Auch Hung wohnte in einem der in der DDR üblichen Viererzimmer, aber beschweren will er sich darüber überhaupt nicht, es sei „egal“ gewesen. Im Gegenteil, die soziale Situation habe sich ihm annehmbar dargestellt – auch mit den deutschen Kollegen –, nach der Arbeit habe man sogar gemeinsam ein Bier getrunken oder sich am Wochenende in der Disco verabredet.

So wie Hung berichten viele. Ausgeblendet ist das Negative, fokussiert ist Vietnam heute auf die Essenz. Und die war und ist – schlicht und einfach – Geld. Die Familie zu Hause wurde unterstützt, Hung konnte sogar sparen,

paradiesisch, denkt man an das absolut verarmte Heimatland in dieser Zeit. Hinzu kommt ferner, dass viele Konsumgüter bis zum Moped hin nach Vietnam geschickt werden konnten, sauberlich zerlegt in Einzelteile. Der Grund für die Warensendungen ist eher trivial: Die Ost-Mark war nichts wert, lieber kaufte man ein – und das war von Seiten der Vietnamesen gut organisiert, ganze Netzwerke existierten, um Waren für daheim aufzukaufen.

Genau hierin liegt eine der Wurzeln für die später eskalierende Fremdenfeindlichkeit der Deutschen gegenüber den so absurd betitelten „Fidschis“: Konkurrenz.

Als sich Ende der Achtziger in der DDR die wirtschaftliche Lage verschlechterte, begann der Schacher um Waren und Arbeitsplätze – und die Vietnamesen galten als gute Arbeiter, die ihre Chance ergriffen, um Prämien zu sichern. Oft erfüllten sie die Norm mit 120 bis 150 Prozent und verdienten so mehr als ihre deutschen Kollegen. Nach der Arbeit nähten sie selber Jeans und Kleidung, verkauften sie gegen Ostmark und tauschten diese dann wiederum schwarz gegen Dollar. Gab es nicht genug Waren im Geschäft: Sündenbock war der Vietnameser, der angeblich alles leer kaufte. So fristete die Mehrzahl der „Gäste“ ein tristes und abgeschottetes Leben: Arbeit und Schlaf – damit hatte es sich. Aber da war noch der Glaube an eine bessere Zukunft, denn „eingeladen“ war man schließlich für fünf Jahre, da ließ sich etwas planen, so träumte man eben...

Auch Nguyen Quoc Bao kam von 1988 bis 1990 zum zweiten Mal in die DDR. Er lädt mich in Hanoi in sein Büro ein. Bereits in den Siebzigern hatte der Nord-Vietnamese in Neustrelitz Bauingenieurwesen studiert und war dann zurückgekehrt. 1988 bekam er schließlich das Angebot, als eine Art Gruppenleiter und Dolmetscher an ein Bekleidungskombinat in Magdeburg zu gehen. 230 Landsleute hatte er zu betreuen. Warum er denn die Heimat noch einmal verlassen hätte? Es sei ein „guter Job“ gewesen, das heißt also „gutes Geld“. Und wie die Zeit in der DDR dieses Mal gewesen sei? „Wesentlich schlechter“, so Bao, „die allgemeinen Bedingungen waren katastrophal.“ Im Vergleich wagt er sogar den Satz, dass es früher unter der alten SED-Führung besser gewesen sei. Sie habe für ein vorbildliches System gesorgt. Arbeit und Essen für alle eben als höchstes Ideal, von eingeschränkter Freiheit keine Rede, vor allem nicht von der Einschränkung jeglicher persönlicher Freiheit. Eine vordergründig unkritische Ansicht, die zuerst nachdenklich macht, dann aber doch verständlich erscheint: Denn wer hinterfragt schon die DDR, wenn die Familie in der Heimat hungert – und dieses in völliger Ahnungslosigkeit, dass auch die vermeintliche Perspektive Auslandsarbeit bald bröckeln wird.



### 3.3 Arbeiten im Ausland – die geraubte Perspektive

Aber genau das kam – sowohl für Hung als auch für Bao. Wurden Maueröffnung und generelle Annäherung zwischen West und Ost als historisch notwendig begriffen und als die Befreiung vom Kommunismus der östlichen Welt beklatscht, lösten sich andererseits lieb gewonnene Rituale und Gewohnheiten auf. Die suggerierte Behaglichkeit des Sozialismus wurde vom Kapitalismus überrollt, es ging plötzlich schonungslos um Rentabilität. Ein neues Lebensgefühl machte sich in der DDR breit: Angst als Volksseele. Perspektiven? Geraubt, verschwunden, ein Fremdwort! Westliche Unternehmen drängen auf den Markt, eine Firma nach der anderen geht bankrott. Fremdenhass etabliert sich, Entlassungen gehören zur Tagesordnung.

Zuerst erwischt es Hung. Ende 1990 erhält er einen Brief: Innerhalb einer Woche sei sein Arbeitsverhältnis beendet, man brauche ihn nicht mehr. Vorbereiten konnte er sich darauf nicht, dabei war sein Vertrag eigentlich auf insgesamt fünf Jahre terminiert; der Schlosser hatte sich daher logischerweise auf noch zwei weitere eingestellt. Einem Großteil seiner Landsleute erging es so. Vergessen wird hierbei stets: Es handelte sich nicht um Einzelschicksale junger Männer, ganze Familien wurden so in den Ruin getrieben, in die Illegalität, in die Krise.

Auch Bao musste gehen. Er sucht nach Möglichkeiten in Berlin, Hamburg und München, aber der Westen sagte ihm nicht zu. „Hart und rau war es dort“, erinnert er sich.

Während sich Tausende von Menschen von heute auf morgen in einer neuen Situation befinden, drängt die Regierung der DDR unter Lothar de Maiziere auf sofortige Lösung – und die lautete übersetzt schlicht und unsensibel: Möglichst weg mit denen, so schnell wie es geht. Man einigte sich darauf, die Vietnamesen zu ködern. Wer sofort das Land in Richtung Heimat verließ, sollte Folgendes erhalten:

- Übernahme der Kosten für das Rückflugticket
- Zahlung von dreimal 70 Prozent des vorherigen Netto-Durchschnittlohns
- 3.000 DM als Wiedereingliederungshilfe
- Übernahme des Versands der persönlichen Habseligkeiten.

Ein Angebot, welches kalkuliert mit der Angst der asiatischen Zeitarbeiter spielte. Die Alternative wäre gewesen, bis zum Vertragsende noch in Deutschland zu bleiben, ohne Job, in einer ungeklärten rechtlichen Situation – und das bei wachsender Ausländerfeindlichkeit. Die meisten ergreift Panik, sie nehmen an. So kehren bereits bis Ende 1990 etwa 30.000 vietnamesische Arbeitskräfte in die Heimat zurück, das sind mehr als die Hälfte der

nach dem Mauerfall noch in Deutschland verbliebenen. Im Gepäck: Eine Kiste mit Waren und DM 3.000.

#### 4. Die Wende und die Rückführung

Die Freude Hanois über die Heimkehr der Landsleute hielt sich stark in Grenzen, formuliert man es positiv. Zum einen fiel der Profit durch die übersandten Devisen weg, zum anderen würden auch Oppositionelle zurückkehren, die schlecht in die Gesellschaft zu reintegrieren wären. Auch Arbeitsplätze gab es keine, der eigentliche Grund, warum die Mitbürger im Ausland nützlicher waren als zu Hause. In den folgenden Jahren eskaliert der Streit um die Organisation der Rückkehr zwischen der Bundesrepublik und Vietnam. Hanoi stellt sich quer, hält Abkommen nicht ein, schikaniert unliebsame Heimkehrer nach Stasi-Methoden, teils auch mit Gefängnis oder Umerziehungslagern. Deutschland neigt zur pauschalen Kriminalisierung der Vietnamesen („Dramatische Steuerausfälle durch Zigarettenschmuggler“), übt sich in offener Ausländerfeindlichkeit, Hatz auf Andersaussehende und verzettelt sich in bürokratischem Wirrwarr. Das wiederum nutzt Hanoi aus. So sind bis 1998 von der vietnamesischen Regierung von 24.000 Menschen, für die die Bundesrepublik die Rückführung nach dem gemeinsamen Abkommen vom 13. April 1995 beantragt hat, lediglich 12.900 Fälle anerkannt, 8.400 Anträge sind negativ beschieden worden. Man setzt auf Zeitverzögerung, und so kommt es immer wieder vor, dass ganze Hundertschaften von Anträgen mysteriös „verschwinden“.

Auch berichtet die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) von ausreisewilligen Vietnamesen in Deutschland, die von der eigenen Botschaft keine Ausreisepapiere bekamen und mehrere Jahre in einem Schwebezustand zu leben hatten. Es hätten sich oftmals aufgrund der langen Jahre in Deutschland Kinder und Familienangehörige im Laufe der Zeit einigermaßen integriert, um schließlich per Ausreisebescheid in Vietnam vor dem Nichts zu stehen.

Die Angst vieler Vietnamesen vor der Zukunft, und der Druck, in der Heimat als Versager dazustehen, machten das Abrutschen in die Illegalität schnell möglich. Besonders die vietnamesische Zigarettenmafia etablierte sich rasant. Berücksichtigt wird hierbei jedoch nicht, dass es sich bei deren „Mitarbeitern“ nur in Ausnahmefällen um ehemalige Vertragsarbeiter handelte. Die meisten waren erst nach der Wende in die Bundesrepublik gekommen und hatten auch nicht die Absicht, einer legalen Beschäftigung nachzugehen.

Seit dem ersten Treffen von Premierminister Phan Van Khai und Bundeskanzler Gerhard Schröder im September 2001 in der Bundesrepublik und dem Gegenbesuch von Bundestagspräsident Wolfgang Thierse in Vietnam haben die Beziehungen beider Länder noch einmal einen wirklichen Schub erhalten. Seitdem funktioniert auch die Zusammenarbeit in punkto Rückführung besser. Eine erfreuliche Nachricht, denn immer noch leben in Deutschland viele Vietnamesen, deren rechtlicher Status ungeklärt ist. Besonders diffizil gestaltet sich dabei wie beschrieben deren Integration – trotz der teilweise langen Verweildauer. In Berlin versucht man dem politisch durch mitunter exotische Vorschläge Rechnung zu tragen. So forderte die bündnisgrüne Abgeordnete Claudia Hämmerling im letzten Jahr, einen ungenutzten Schlachthof im Bezirk Prenzlauer Berg in eine Art asiatischer Begegnungsstätte samt Pagode umzufunktionieren. Ein Plan, den Rainer Seider vom Asien-Pazifik-Forum Berlin e.V. eher ablehnt (siehe Der Spiegel 14 / 2002). Es lebten in der deutschen Hauptstadt etwa 9.000 Vietnamesen, unter anderem jedoch auch etwa 5.400 Thailänder und 4.800 Chinesen – eine „sozial und ethnisch äußerst inhomogene Gruppe“, der spezifiziert Rechnung getragen werden müsse.

Die Vietnamesen selbst sind da schon weiter: In der Gegend um die Warschauer Straße herum hat sich bereits ein „kleines Hanoi“ etabliert – etwa 35 Geschäfte für Lebensmittel aus Fernost. Zukunft ungewiss.

## **5. Staatenlos in der Heimat**

### **Die harten Jahre nach der Repatriierung**

#### **5.1 Zurück in Hanoi**

Als Hung mit seinen DM 3.000 Wiedereingliederungsgeld in Hanoi eintraf, fand er sein Leben aus der Bahn geworfen. Gerade einmal für ein Moped und ein paar Möbel reichte das Geld, dann waren die Deutschlandjahre ausgelöscht. Was dann folgte, sei eine „sehr schlimme Zeit“ gewesen; Hung war von 1990 bis 1995 arbeitslos. Wer ihm denn geholfen habe?

„Die Familie“, druckst er. Es quält ihn sichtlich darüber zu sprechen, aber er ist einer der wenigen von den vielen Leuten, die ich in Vietnam kenne, die offen über dieses Thema sprechen wollen und können.

Der soziale Abstieg muss das Schlimmste gewesen sein. Erst der Ernährer der Familie, der es im Ausland zu etwas gebracht hat und den Stolz der Eltern auf sich vereint, dann der soziale Pflegefall, der von Mami und Papi ernährt werden muss bzw. von dem, was vor der Tür wächst, da auch diese

keine Arbeit haben. Viele haben das nicht verkraftet, wurden kriminell oder ertränkten ihr Leben im Alkohol.

Aber Hung hielt durch. Mit Einsetzen des Tourismus und der langsamen Öffnung seines Landes sah er seine Chance, studierte ab 1995 Außenhandel in Hanoi. 1999 machte er sich mit Hilfe der Deutschen Investitions- und Entwicklungshilfegesellschaft (DEG) in Kooperation mit dem Deutschen Entwicklungsdienst (DED) selbstständig; mit seinem Partner betreibt er jetzt ein Reisebüro. Hier ist man bereits auf deutsche Urlauber eingestellt. Trotz seines verhältnismäßig kurzen Aufenthalts in Deutschland und der Eingebundenheit in eine einfache Tätigkeit spricht Hung gut Deutsch. Er wolle seine Sprachkenntnisse noch in einem Abendstudium vertiefen, denn Deutschland sei der Businesspartner überhaupt. So heißt dann auch das Reisebüro: Vietnamese-German-Tourism and Trade Co. Ltd – 13 Jahre nach der erzwungenen Repatriierung.

Ein Erfolg der weder typisch noch atypisch für jene Zeit ist. Sicherlich, die Zeit zwischen 1990 und 1995 war im ganzen Land für alle schwierig, es ist aber keineswegs der Normalfall, dass danach automatisch bei jedem eine Besserung der Umstände einsetzte.

In Hue treffe ich durch Zufall in einem lokalen Reisebüro Huong, der auch in der DDR bei Erfurt in einem Kombinat als Kontraktarbeiter tätig war und dann plötzlich seine Arbeit verlor. Der etwa 35-jährige schlug sich nach der Wiederkehr als Rikschafahrer durch und lebte zwei Jahre – wie es übrigens in Ho-Chi-Minh-Stadt heute noch zu beobachten ist – in seinem Gefährt. „Lassen wir das“, winkt er müde ab auf meine Frage nach Einzelheiten. Schließlich begann er, für einen Hungerlohn Touristengruppen durch die Verbotene Stadt zu führen. Hue sei eben nicht Hanoi oder Ho-Chi-Minh-Stadt, sagt er. Außerhalb der Großstädte sei es durch den immensen Zustrom von Touristen und seine Deutschkenntnisse erst jetzt überhaupt möglich, mit bescheidenen Ansprüchen zu existieren. Noch um die Jahrtausendwende habe er oft nicht gewusst, wie er seine Familie überhaupt ernähren solle.

Wie katastrophal die Jahre nach der Rückkehr 1990 gewesen sein müssen, beschreibt auch der Bericht eines Forums in der Friedrich-Ebert-Stiftung Hanoi vom 03. – 05. Juni 1991. Darin schreibt der Rückkehrer Nguyen Chien Thang, der in einem Stickwarenbetrieb bei Chemnitz beschäftigt war:

„Während die Familienangehörigen sich mit der alltäglichen Arbeit anstrengen, haben wir als junge und gesunde Leute bis heute keine Arbeit, das ist ein Widerspruch! Manchmal fühlen wir uns wie Überschüssige der Gesellschaft. Mit dieser Lage wissen wir nicht, wie wir in Zukunft leben werden.“

Auch jetzt noch sieht die Friedrich-Ebert-Stiftung Hanoi ihre Aufgabe vor allem in der Intensivierung der deutsch-vietnamesischen Beziehungen. In erster Linie geschehe dies gemeinsam mit der Botschaft, dem Goethe-Institut, dem DAAD und der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, erklärt mir der dortige Leiter Dr. Felix Schmidt. Und in der Tat gibt es in der Stiftung eine eigene, höchst wohl sortierte Abteilung, die sich nur mit der Rückkehrer-Problematik beschäftigt. Kein Wunder – auch das gesamte Personal dort hat in irgendeiner Form mehrere Jahre in Deutschland verbracht, sei es als Student oder, um dort zu arbeiten. Eine Tatsache, die mir das Kontaktieren vietnamesischer Gesprächspartner sehr erleichtert hat, wofür ich allen schon einmal vorab herzlich danke.

Dass überhaupt Jobs geschaffen wurden, ist der präsenten Deutschen Entwicklungshilfe zu verdanken, die durch das Deutsch-Vietnamesische Existenzgründungsprogramm Unternehmensgründungen den Weg ebnet. Zu nennen sind hier Herr Nguyen Dinh Dung, der von Anfang an mit der Koordination betraut war, und Herr Wolfgang Karpati vom Deutschen Entwicklungsdienst (DED) Vietnam.

In der Kooperation von Deutscher Investitions- und Entwicklungsgesellschaft (DEG) und DED, die bis Juni 2003 verlängert worden ist, werden Kredite verliehen und Beratung angeboten, um selbstständige Tätigkeiten sowie Aufbau von Firmen zu fördern und zu ermöglichen.

Auch Bao kam dadurch wieder in Vietnam durch die Gründung eines Verlages zu Arbeit – inspiriert durch deutsche Zeitungen, die Kleinanzeigenblätter „Zweite Hand“ und „Marktplatz“ (Köln) standen Pate. In Hanoi heißt das Blatt jetzt „Mua + Ban“, hier kann jeder Hausrat, Mopeds und andere Kleingüter anpreisen. Für Vietnam ist das eine Novität, dementsprechend floriert auch das Geschäft. Interessant: Das Layout ist absolut identisch mit dem früheren der Berliner „Zweite Hand“.

Wir treffen uns in der Redaktion in der Nähe des Ho Hoan Kiem, Hanois zentralem See. Es herrscht geschäftiges Treiben, lange Schlangen vor den Anzeigenschaltern – man fühlt sich an die Pionierzeit der deutschen Verscherbel-Zeitungen erinnert. Freundlich empfängt man mich, es gibt Tee in einem Büro fernab des Trubels und ein längeres Gespräch, natürlich auf Deutsch. Es macht Bao sichtlich Spaß, einmal wieder diese Sprache praktizieren zu können.

Stolz präsentiert er mir ein weiteres neues Projekt, die vietnamesische Ausgabe des MOSAIK, einer Art Asterix mit historischem Anspruch, produziert in Berlin. Die Zusammenarbeit mit der deutschen Hauptstadt läuft reibungslos. In regelmäßigen Abständen kommt eine CD-Rom aus der Spree-Metropole, die wird dann übersetzt und erfreut sich als Magazin großer Beliebtheit.

„Der Retter des Sozialismus ist die Marktwirtschaft. Das ist Wachstum und sozialer Anspruch“, sinniert er kurz. Jetzt endlich gehe es aufwärts in Viet-

nam, die wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen hätten sich enorm verbessert.

Man merkt es Bao an!

## 5.2 „Eierlikör in Vietnam?“

Ich suche Herrn Nguyen Trung Thuc und seine „Fabrik“ im Norden Hanois, etwas außerhalb des Zentrums gelegen an einer langen Hauptstraße. Unter der Hausnummer residieren mehrere Firmen, doch den meisten ist der Name nicht geläufig. Was er denn produziere? „Eierlikör“, sage ich. Verständnislosigkeit! Schließlich finde ich ihn in einem schlichten Hauseingang, die Halle dahinter ähnelt eher einer Wellblechhütte. Innen sitzen etwa acht Vietnamesen, die Eierlikör verpacken. Herr Thuc empfängt mich freundlich, zunächst muss ich natürlich eben seinen Eierlikör probieren – bei mittags 30 Grad Außentemperatur. Erst einen Weißen, dann einen Gelben. Sie schmecken gut, vor allem der Gelbe kann durchaus Vergleiche mit „Baileys“ aufnehmen. So steht es auch auf der Flasche, allerdings BAILLEYS geschrieben, Eierlikör steht auf Deutsch darunter. TRUONG SINH heißt das Getränk, auf der Visitenkarte mit FOR YOU ins Englische übersetzt.

Thuc hat wie viele seiner Landsleute eine wechselhafte Biographie hinter sich. Erst war er Mathematiklehrer an einer Schule für Kinder, dann Hauptmann bei der Armee. 1987 ging er nach Deutschland. Er war in der Nähe von Eisenach beschäftigt in einem Automobilkombinat. Gelernt hat er das nie, es war eine der so verharmlosend bezeichneten „angelernten Tätigkeiten“. Stupide, sich wiederholende Vorgänge, die er im Übrigen in seinem Leben nie wieder brauchen sollte.

Mit der Wende kam dann binnen weniger Tage das Aus. Zurück nach Hanoi, 3000 Mark in der Tasche. „Nach sechs Monaten war das alle, ging schnell!“ Daraufhin war er arbeitslos, fünf Jahre lang. Wovon er gelebt habe? Von Mama, die in der Provinz lebt. Über 60 Monate Agonie, doch schließlich habe er einen Existenzgründerkredit aufgenommen, um Unternehmer zu werden. „Ich hätte sonst einfach nicht mehr weitergewusst in dieser Zeit“, sagt er ernst. Ein Stuttgarter brachte ihm bei, wie man Eierlikör macht – nach deutschem Rezept versteht sich. Nach ein paar Wochen war der dann weg und Thuc auf sich selbst gestellt. „Am Anfang war der Eierlikör mal gut und mal schlecht“, lacht er. Ich frage ihn, ob die deutsche Rezeptur denn jetzt einigermaßen zuverlässig gelänge. Doch, doch, grinst er, mittlerweile habe er die Sache heraus.

Ich erkundige mich, ob ich mir die Produktionsanlagen einmal anschauen dürfte, sie lägen schließlich direkt hinter der unscheinbaren Eingangshütte,

doch das wird mir verwehrt. Das sei alles sein Geheimnis, dahin dürfe ich nicht. Thuc baut sein Geschäft gemeinsam mit seiner Frau auf, Partner hat er nicht. Im Sommer produzierten sie hier überwiegend Sojamilch, im Winter Eierlikör, das sei gut für das Geschäft.

Sogar Fernsehwerbung schaltet der ehemalige Eisenacher Vertragsarbeiter mittlerweile um sein Produkt zu vermarkten. Ich darf sie mir auf dem Computer anschauen. Der Aufbau des Spots geht in Richtung „Jacobs Krönung“: Es kommt ungebetener Besuch, wie ist die Situation zu meistern? Eine Flasche FOR YOU wird gezückt, die Welt ist wieder in Ordnung. Köstlich! Teuer sei die Werbung doch sicherlich, frage ich, ob sich das denn rentiere? Noch nicht, raunt Thuc, aber die Geschäfte gingen von Jahr zu Jahr besser.

Dann folgt eine Abrechnung mit dem Sozialismus. Jetzt würde es endlich besser, nachdem die verdammte Zeit vorbei sei. Im Sozialismus würden die Bonzen immer fetter und die Arbeiter immer kleiner, nur die Großen würden sich bereichern. Auch in der DDR habe man ihm immer erzählt, wie schlecht der Kapitalismus sei, bis er dann nach der Maueröffnung einmal Westberlin besucht habe. Dort habe er gesehen, was bei unternehmerischer Freiheit alles möglich sei. Und genau das wolle er jetzt auch in Vietnam umsetzen, die Menschen könnten sich einfach viel besser entfalten, wenn nicht die Knute des Staates alles reguliere.

Überhaupt wäre er gerne nach Vietnam zurückgekommen, seine Frau sei schließlich zu Hause in der Heimat geblieben. Meiner Einschätzung nach wäre er aber geblieben, wenn die Bedingungen es erlaubt hätten. Aber die Zeit in der DDR sei durchaus in Ordnung gewesen, man habe ihn summa summarum anständig behandelt.

Thuc wirbt mittlerweile auch in der Zeitung und exportiert nach Hai-phong. Hanoi ist sein größter Absatzmarkt, das nächste Nahziel sei jedoch Saigon. Aber das dauere noch, lächelt er.

Thuc ist von umwerfender ehrlicher Offenheit, die vermeintliche Gleichung, dass ein Unternehmer quasi Berufswahrheiten verschleiern und Unliebsames verschweigen muss, funktioniert hier noch nicht. So steht er auch dazu, dass die Führung eines Unternehmens ein für ihn langsam zu erlernender Prozess war und ist. Wie wäre es denn auch mit Export über die Grenzen Vietnams hinaus? „Noch nicht“, wiegelt er ab. Dabei tendiert die allgemeine Ausrichtung seiner Getränke qualitativ durchaus in internationale Bahnen. Funktionieren könnte das. Das Produkt ist auch äußerlich sehr ansprechend. Formschöne Flaschen, ähnlich dem Flakon eines Parfüms, geschmackvolle Etikettierung, professionell bedruckte Kisten. „Mal sehen!“

Aber jetzt muss Thuc auch weg, es warten Geschäftstermine auf den nicht mehr ganz jungen Jungunternehmer. Ich bekomme zum Abschied eine Flasche geschenkt. Herr Nguyen Trung Thuc ist zufrieden. Sein Produkt erfährt

Resonanz – und das alles wegen eines dreieinhalbjährigen Aufenthalts in der Nähe von Eisenach!

### 5.3 Eine Begegnung in Can Tho

Finden sich die Rückkehrer demnach wegen des Arbeitsangebots und der Expansionsmöglichkeiten vor allem in den großen Städten? Ich fahre zu weiteren Recherchen in abgelegene Gebiete Richtung kambodschanische Grenze. Dort, im Süden Vietnams, liegt das Mekong-Delta, gerne auch als „Reiskammer“ des Landes tituliert. Die fruchtbare und stets üppig grüne Ebene ist landwirtschaftlich intensiv genutztes Gebiet, sämtliches Leben richtet sich jedoch stets nach dem Wasserstand des Mekong. Der Fluss ist von solch gewaltigem Ausmaß, dass sogar die Gezeiten zweimal täglich wechseln. Für die Menschen in dieser Region eine stete Prüfung, Überschwemmungen sind Normalität. Ein Ausweichen auf höhere Lagen ist den Bewohnern der flachen Ebene nicht möglich, die Häuser müssen daher auf Bambusstelzen hochgezogen werden. An den Tausenden von Kanälen hat sich ein eigener Lebensraum entwickelt, zu bereisen meist nur per Boot...

Eine faszinierende Landschaft präsentiert sich dem Besucher, archaisch pittoresk. Erst auf den zweiten Blick erschließt sich die Kärglichkeit des Alltags: Müll und Exkremate landen direkt hinter dem Haus in demselben Flusswasser, in welchem Babys gewaschen, Wäsche oder Geschirr gereinigt und die tägliche Mahlzeit, der Fisch, gefangen werden. Die Lebensader Mekong verwandelt sich zusehends in einen Strom aus Abfall und Krankheitserregern. Durch die jährlichen Überschwemmungen zur Regenzeit werden nicht nur große Teile des Deltas geflutet, stets gelangt dabei auch verunreinigtes Wasser in die Brunnen. Man schätzt, dass nur ein Drittel der Bevölkerung hier Zugang zu behandeltem – und damit unbedenklichem – Trinkwasser hat. Dies kommt dann aus den wenigen Wasseraufbereitungsanlagen der größeren Städte. In entlegeneren Gebieten befinden sich Infrastruktur und somit die Fakten auf noch erbärmlicherem Niveau, nur eine von neun Personen trinkt dort einwandfreies Wasser.

Auch für die Landwirtschaft hat das Konsequenzen. Etwa die Hälfte der Anbauflächen für Reis und Gemüse sind durch den hohen Schwefel- und Salzgehalt des Meeres, der einen beträchtlichen Einfluss auf die Qualität des Mekongwassers ausübt, belastet. Viele deutsche Forscher und Entwicklungshelfer engagieren sich hier.

Prof. Dr. Mathias Becker vom Institut für Pflanzenernährung an der Universität Bonn will beispielsweise das Ertragsniveau bei Ernten durch den Einsatz von organischem Dünger steigern. Mit seinen Kollegen sucht er nach



Alternativen zum teuren Mineraldünger aus dem Nachbarland China, den die vietnamesischen Bauern zwecks Umsatzoptimierung verwenden.

Nur eines der Projekte, das die intensive Zusammenarbeit zwischen deutschen Universitäten und der 1966 in Can Tho gegründeten Hochschule verdeutlicht. Forschung auf dem Gebiet der Agrarwissenschaften ist dabei das Hauptgebiet. Das letzte Abkommen wurde gerade erst am 26. März 2003 zwischen Bonn und Can Tho unterzeichnet. Es ist daher nicht ungewöhnlich, in der belebten Stadt im Delta (330.000 Einwohner) auch deutsche Studenten anzutreffen. Doch es sollte etwas anderes passieren:

Auch ich bereise das Delta per Boot und erreiche eines Abends die Universitätsstadt. In der Nähe der Duong Hai Ba Trung, der Promenade der Stadt, setze ich mich in ein „Cafe“, um die städtische Karte zu studieren und mich zu orientieren. Bewusst wähle ich einen der Holzverschlänge direkt am Markt, wo augenscheinlich nur Einheimische den Tag ausklingen lassen, und bestelle in gebrochenem Vietnamesisch. Mein Besuch ruft höchstes Interesse hervor, überall lächelt man mir zu, über den Fremden wird getuschelt.

Eine freundliche Vietnamesin bringt das Bestellte, sie mag etwa um die Vierzig sein, wie überall in Asien ist es schwer, dies einzuschätzen. „Deutsch?“, fragt sie. Ich bejahe konsterniert. Ein Raunen zieht sich durch das Lokal. „Wissen Sie“, beginnt die Dame, „ich war auch in Deutschland! Berlin, kennen Sie?“

Auch wenn von der deutschen Sprache lediglich Fragmente erhalten geblieben sind, teilt sich mir der Inhalt des Gesprochenen sofort mit. Hanh heiße sie, in Ost-Berlin habe sie zwei Jahre als Näherin gearbeitet. Eigentlich sei sie aus Vinh im Norden, habe dann aber in Hanoi gelebt. Von Ost-Berlin aus sei man plötzlich „weggegangen“ (also arbeitslos geworden), dann wieder Hanoi, dann Ho-Chi-Minh-Stadt. Und warum dorthin? „Familie!“ Und warum Can Tho? „Familie!“

Was sie hier denn tue?

„Arbeiten“, sagt sie und macht eine Serviergeste. Ob viele Touristen zu ihr kämen? Sie scheint dies den anderen Gästen, etwa zwanzig an der Zahl zu übersetzen. Alle lachen.

Nein, hierhin käme niemand, alle hielten sich in dem schicken Hotel am Ende des Boulevards auf. Sie zeigt in Richtung eines Vier-Sterne-Hotels. Ob ihr das Leben denn hier gefiele? Oh ja, es sei sehr schön. Und in Deutschland? „Auch schön.“ Aber sie spräche doch passabel Deutsch, überlege sie nicht, vielleicht in der Tourismusbranche zu arbeiten? „Nein, Familie“, sie macht eine kreisförmige Bewegung mit dem Zeigefinger. Eine Kollegin reicht mir einen Teller mit Drachenfrucht, eine Aufmerksamkeit. Ich berichte etwas von meiner Reise, die Kollegin kehrt zurück und serviert mir ein weiteres Getränk. „Viele Deutsche hier jetzt“, flüstert Hanh nachdenklich. Ich versuche etwas über die Zeit als Näherin zu erfahren, aber Details gibt es für mich darüber nicht. Lieber spricht

sie über Sehenswertes im Mekong-Delta. Die Märkte, die Natur, es sei eben „schön“.

Bei der Verabschiedung fragt sie mich, was ich denn so mache, und ich erkläre es ihr. „Was für ein schöner Beruf“, findet sie.

Ich bin einverstanden.

## **6. Die Auslandsakademiker**

### **6.1 Hoa und ihre Kommilitoninnen**

Wer sich dem Werdegang von Vietnamesen im Ausland und gerade insbesondere in Deutschland widmen will, muss differenzieren und das Bildungsideal in Vietnam verstehen. Vordringlich im Rahmen frühen Yuppietums in den Achtzigern und der späteren New-Economy-Blase hat sich der Unternehmergeanke bei jungen Menschen in der Bundesrepublik einem Weg verschrieben, dessen Scherbenhaufen jetzt nachhaltig die deutsche Misere offenbart. Bildung schien sich nicht mehr zu lohnen, zu einfach war es, ohne Qualifikation zu Geld zu kommen – Geld, das es letztlich nicht gab, hochgespült durch einen dekadenten Zeitgeist. Wer studierte, galt als nicht praktisch genug orientiert, die Medienbranche offerierte unglaubliche Karrieren, von den Start-Ups ganz zu schweigen. In dieser Situation war das gebeutelte Land am Golf von Tonkin nie, und es gilt gerade jetzt in der stürmischen Umbruchphase den negativen Begleiterscheinungen, die sich durch eine radikale Erneuerung einstellen, entgegenzusteuern (siehe Kapitel 6.1).

Der Bildungsgedanke ist aktuell der vorherrschende in Vietnam. Ausbildung ist, fast ähnlich den konservativen Fünfzigern in Deutschland, das, woran sich alles misst. Der Kampf um das Überleben ist verdrängt worden von der Überlegung, dass sich Leistung lohnt. Fleiß und Tatkraft sind die neuen Begriffe der Gesellschaft, der trotzdem Sub-Werte wie Protz und Überheblichkeit immer noch fremd sind. Wer es sich erlauben kann, schickt seine Kinder zur Ausbildung ins Ausland, und da ist immer noch Deutschland Favorit – immerhin 1600 Vietnamesen studieren momentan an hiesigen Hochschulen. „Wenn wir die Anmeldung für die Deutschkurse eröffnen“, sagt Dr. Paul Weinig, Leiter der Spracharbeit am Goethe-Institut Hanoi, „dann steht die gesamte Straße voll, der Andrang ist einfach unglaublich, wir kommen kaum nach!“ Das läge zum Teil an den Rückkehrern, aber vor allem auch daran, dass praktisch alle Absolventen einer deutschen Universität in Vietnam gleich eine Stelle in einer höheren Position gefunden hätten.

Daher gilt auch: Geld verdienen ist nicht nur Selbstzweck, sondern wird als natürliche Folge von Bildung begriffen. Insofern passt es ins Bild, dass

die „Vietkhieu“, die Auslandsvietnamesen, die ihr Land in den schlechten Zeiten verließen und jetzt als einheimische Conquistadoren alte Erinnerungen an Besatzermentalitäten wieder hervorrufen, verhasst sind. Rein pekuniäre Überlegungen sind passé. Die Elite soll Stil haben, das Selbstbewusstsein hat sich deutlich erholt, Geld und Niveau sind als Einheit erwünscht.

All das präsentiert sich sowohl bei jeder Form von Geschäftsgebaren als auch beim „normalen“ Kennenlernen untereinander. Stets präsentiert man seine Visitenkarte, die auch bewusst den sozialen Status unterstreichen soll. Wurde es in Deutschland in den vergangenen Jahren gerne als Verlegenheitslösung belächelt, schloss man dem Studium eine Dissertation an („er hat wohl keine Stelle gefunden!?“), sind in Vietnam Titel wie auch gerade der des Doktors von hoher Bedeutung und großem Ansehen. Über die Visitenkarte transportiert sich die Einschätzung des Gegenüber, der Rang des sozialen Status – bei selbstverständlich immer gewahrter vornehmer asiatischer Höflichkeit.

Natürlich gab es bei den Auslandsvietnamesen immer mehrere gesellschaftliche Schichten: Die Vertragsarbeiter, die aus finanziellen Zwängen heraus agierten, nicht zu vergessen die südvietnamesischen „Boat-People“, die besagten „Vietkhieu“, aber auch die Studenten, die in der DDR mehr oder weniger privilegiert lernen durften.

Marcus Haas, Kulturattaché am Honorarkonsulat in Ho-Chi-Minh-Stadt, wurde freundlicherweise auf meine Anfrage nach Gesprächspartnern diesbezüglich vermittelnd tätig. So meldet sich eines Tages Hoa bei mir, sie habe meine Adresse von ebenda. In Leipzig sei sie Studentin gewesen, von Ende der Siebziger bis Mitte der Achtziger, juristische Fakultät.

Wir telefonieren. Ob sie noch andere Kommilitonen mitbringen solle? Ja, gerne! Als Treffpunkt schlägt sie das legendäre Hotel REX vor, nahe der beiden großen Boulevards in Ho-Chi-Minh-Stadt. Dort angekommen erwartet mich eine Überraschung: Sieben Personen lächeln mich an, alle kennen sich von früher in Leipzig, alle haben immer noch Kontakt, sprechen perfekt Deutsch, alle sind hoch gebildet.

Hoa ist jetzt bei der Lufthansa. Du ist freier – und höchst erfolgreicher – Unternehmer in der Reisebranche, Linh arbeitet bei der Deutschen Botschaft, war davor zwei Jahre bei „Saigon-Tourist“. Lan ist bei einer internationalen Bankkette. Sie schwärmt von den gemeinsamen Studienjahren, von 1980 bis 1985 sei sie in der DDR gewesen. So eine Zeit käme nie wieder: All der Zusammenhalt zwischen Deutschen und Vietnamesen – und auch die von der DDR bezahlten Ferienlager...

Ihrer Meinung nach sei die Menschlichkeit der Faktor, der die beiden Systeme unterschieden habe. Vor einigen Jahren sei sie noch einmal 18 Monate als Marketing-Studentin in Reutlingen gewesen, Westen eben, aber richtig

wohl habe sie sich dort nie gefühlt, persönliche Kontakte gäbe es dort im Gegensatz zur früheren DDR kaum, jeder führe ein anonymes Leben als Nummer.

Ong ist vor zwei Jahren erst nach Vietnam zurückgekehrt als Volljurist mit Promotion in Leipzig. Achtzehn Jahre war er fern der Heimat. Seine Frau, Vietnamesin und ehemalige Philosophiestudentin, hat er in der DDR kennengelernt. Er räumt ein, es habe viele Pöbeleien auf Deutsch gegenüber Vietnamesen gegeben, aber ihn selbst habe das nie betroffen. „Vielleicht liegt es an meiner Brille“, scherzt er. Die Vietnamesen hätten sogar teilweise selber Schuld an ihrem Stand gehabt, meint er, sie hätten immer und überall nur versucht zu bekommen, was möglich sei.

Standesdünkel oder adäquate Analyse?

Seien sie nicht vielleicht alle nur in einer besseren Position gewesen?

Studium im Ausland, Parteizugehörigkeit von Papi, der goldene Stamm-  
baum?

Nein, heftiger Widerspruch! So nicht!

Lediglich gute Noten hätten den Ausschlag gegeben – und selbst die Wahl des Landes sei nicht aus freien Stücken gefallen. Der Zufall habe Deutschland ermöglicht. Aber die Zensuren eben, die hätten wirklich gut sein müssen. Interessant hierbei: Früher gab es in Vietnam lediglich elf Schuljahre, das heißt, man ging schon mit siebzehn Jahren ins Ausland.

Ich erkundige mich danach, wie denn das Verhältnis zwischen Einheimischen und den Vietkhieu sei, oder auch gerade zwischen den intellektuellen Exil-Studenten und manchen in der Fremde reich gewordenen Boat-People.

Hoa sagt, es gäbe Spannungen, die seien aber in erster Linie hausgemacht. Viele seien bitterarm in die Fremde gekommen, wären dort zu Wohlstand gelangt und behandelten jetzt ihre Landsleute mit Arroganz. Gerade von ihrem Arbeitsplatz bei der Lufthansa kenne sie das. So sei es durchaus an der Tagesordnung, dass Vietkhieu in ihr Büro stürmten und verlangten, „den deutschen Chef“ sprechen zu wollen. Wenn Hoa ihnen dann auf vietnamesisch erkläre, sie könnten auch mit ihr vorlieb nehmen, bedanke man sich verächtlich, unwissend, eine studierte und perfekt Deutsch sprechende Dame vor sich zu haben. Aber das nimmt die Ex-Leipzigerin mit Humor. Bis vor zwei Jahren habe es vielleicht nicht ohne Grund sogar zwei Preise für Einheimische und Vietkhieu gegeben. „Wer denn schon das Geld hat“, lächelt sie.

Dass es hier Konfliktpotential gibt, sieht man auch auf Seiten der vietnamesischen Regierung. So erscheint am 25. Januar 2003 ein Artikel in der Zeitung Viet Nam News, geschickt platziert vor dem vietnamesischen Neujahr, dem Tet-Fest. Demnach hat sich Nguyen Tan Dung, immerhin der Vize-Premierminister der Republik, publikumswirksam mit mehreren Vietkhieu getroffen, um deutlich zu machen, wie wichtig sie für das Land seien.

Man bräuchte sie, ihr Knowhow und ihre Ressourcen, heißt es wörtlich. Sie seien im Land höchst willkommen.

So zeichnen Politik und Alltag einmal mehr ein höchst differentes Bild.

Bezüglich der ehemaligen Kontraktarbeiter sind Hoa und ihre Kommilitonen alle derselben Meinung: Jetzt gäbe es wieder Perspektive. Wer Deutschkenntnisse habe, würde sicherlich in Ho-Chi-Minh-Stadt einen Arbeitsplatz in der Reisebranche finden können. Überhaupt verströmen alle in unserer Gesprächsrunde Positivismus, Gelassenheit und Aufbruchstimmung – also genau das, was uns seit mehreren Jahren in Deutschland so sehr fehlt.

Man ist stolz auf seine Stadt, stolz darauf, wie sehr Ho-Chi-Minh-Stadt boomt. Auch wenn fast alle aus dem Norden kommen, Ho-Chi-Minh-Stadt sei der Platz wo man jetzt sein müsse. Hier brodele momentan die richtige Mischung aus entspannter Atmosphäre beim Geschäftemachen und der lockeren Mentalität der Menschen.

In Deutschland könnten sie jedoch auch alle noch einmal leben, jedoch nur für kurze Zeit. Kritisiert wird das Freudlose und die Verbissenheit in der früheren Heimat auf Zeit. Und wo ihre Kinder denn studieren sollten, falls die Möglichkeit der Wahl später gegeben sei?

„In Deutschland!“

## 6.2 Dr. Tan

Ich besuche Dr. Mai Huy Tan in seinem Hanoier Büro südlich des zentralen Sees. Eine unscheinbare Tür, ein unscheinbarer Gang, ein unscheinbares Büro. Nichts deutet hier auf eine interessante Karriere hin, bis ich die Biographie des Herren präsentiert bekomme. Fleiß hat ihn nach oben gebracht – und die Jahre in der DDR. Der jetzige Unternehmer studierte von 1966 bis 1970 Mathematik an der Universität in Hanoi. Aufgrund des Krieges und der Bomben auf die Stadt wurden die Studenten außerhalb des Stadtkerns evakuiert. „Es gab kaum etwas zu essen, studiert haben wir auf dem Lehm Boden.“ Doch auch ihn verschlug es danach direkt an die Front nach Südvietnam. Vier Jahre war er bei der Volksarmee. Noch heute ist für den Mathematiker Krieg das größte Gräuel im Leben von Menschen.

Doch danach ging es erst einmal aufwärts, Dr. Tan brachte es zu einer ansehnlichen Stelle als Wirtschaftsmathematiker im Ministerium für Bergbau und Energie, das Erstellen der Jahrespläne oblag ihm. 1982 bewarb er sich dann für ein Stipendium in der DDR und bestand anschließend die staatliche Prüfung dafür. „Sehr wichtig war das marxistisch-leninistische Wissen, das war auf jeden Fall die Eintrittskarte dafür und wurde streng abgeprüft.“

So promoviert er im Folgenden am Institut für Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an der Martin-Luther-Universität in Halle. Note: Summa cum laude. Stolz zeigt er mir seine Urkunde, man fühlt förmlich, welche Arbeitsleistung dahinter gestanden haben mag. „Auch Hanns-Dietrich Genscher hat dort promoviert“, grinst Dr. Tan, „mit demselben Ergebnis.“ Einfach war dieser Kampf nach oben trotzdem nicht, die Zeit an der Dissertation war mit 500 Ostmark alimentiert, gerade genug, denn zu Hause in Vietnam warteten Frau und Kleinkind.

Dann kam die Rückkehr. Man habe ihm zwar ein weiteres Karrieretreppchen zum Dr. habil. angeboten, er habe dies aber abgelehnt, weil er dafür in die Partei hätte eintreten müssen. Es bleibt spekulativ, ob dies wirklich der Beweggrund gewesen sein mag, besonders wenn man die bisherige offensichtlich staatsnahe Karriere beleuchtet. Heimweh sei aber auch ein Grund gewesen, räumt Dr. Tan ein. Und so landet der selbsternannte Parteigeegner dann konsequenterweise auch wieder von 1986 bis 1990 beim staatlichen Ministerium für Energie in Vietnam.

Danach geht es wieder nach Deutschland, diesmal in den Westen. In Siegen studiert er „Marketingstrategien für Unternehmen“, etwas völlig Unbekanntes im damaligen Vietnam. Doch der Westen – wen wundert es – gefiel nur mittelmäßig. „Ich habe mich immer als Ossi gefühlt“, so Dr. Tan freimütig.

Nur der Kapitalismus selber schien zu gefallen, denn aus dem ehemaligen Mathematikstudenten wurde ein erfolgreicher Unternehmer. Nach freier Beraterstätigkeit für deutsche Firmen hat er jetzt selbst eine gegründet: Er stellt in Hanoi Bratwürste nach deutschem Rezept her. 27 Angestellte hat er mittlerweile, in guten Monaten produziert er bis zu 21 Tonnen. Unterstützung hat er dabei von einem deutschen Partner, der sich 1975 als Hausmeister in der Deutschen Botschaft Hanoi verdingt hatte, das Land somit kennt und deutsche Wurst im Land der Nudelsuppen als verpasste Notwendigkeit ansieht. Demnächst soll expandiert werden – mit eigenem Schlachthof.

Trotzdem findet er noch Zeit, die deutsche Sprache im Land populär zu machen. Eine Schule für Deutschkurse hat er gegründet, die immerhin in zwölf Jahren fünftausend Absolventen hervorgebracht hat, und beim Aufbau des Goethe-Instituts ließ er seine Kontakte spielen. So erfreut es mich sehr, dass ich zum Abschied ein Buch von ihm geschenkt bekomme, in dem der Wirtschaftsmathematiker deutsche Lieder ins Vietnamesische übersetzt hat, auch Weihnachtslieder!

Als am Abend die Sonne in der Hauptstadt untergeht, sitze ich in meinem Hotel mit Blick über die schöne Altstadt nochmals vor diesem Präsent, Seite 12: „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus...“. Diese Frage stellt sich mir in Hanoi wirklich – und nun auch noch auf Vietnamesisch!

Vom Sozialismus zum Kapitalismus oder beides zusammen? Zumindest erscheint dies charakteristisch für das „neue Vietnam“. Man kann in beiden Systemen leben, ausschließlich im Sozialismus leben nur noch die wenigsten. Am cleversten agiert man so wie Dr. Tan, der einst Teil des Staatsapparats war: Man muss sich nur von jedem das Beste nehmen!

## **7. Zu den Deutsch-Vietnamesischen Beziehungen**

### **7.1 Politik als interkultureller Anspruch**

Wie schon aufgeführt, befinden sich die Beziehungen zwischen Vietnam und der Bundesrepublik auf einem hervorragenden Stand. Ausschlaggebend sind dafür jedoch keineswegs nur die Sympathien, die viele Vietnamesen für Deutschland hegen. Es sind eher die kulturellen Begegnungen und die Leistungen auf dem akademischen Sektor, die das Verständnis für das jeweils andere Land vertiefen. Um dem großen Interesse am Studium in Deutschland nachzukommen, führt beispielsweise der DAAD seit dem Jahre 2001 in Vietnam groß angelegte „Bildungsmessen“ durch, das werbewirksame Motto lautet dabei sinnig „Hi Potentials“. Mittlerweile hat der Deutsche Akademische Auslandsdienst zwei Büros eingerichtet: Eines in Hanoi, das zweite in Ho-Chi-Minh-Stadt.

Dort verabrede ich mich in der gleichnamigen Universität mit Heidi Steiner, die seit vier Jahren dort arbeitet. Sie koordiniert den Auslandsaustausch, nimmt Lehrproben bei Deutschlehrern ab und unterrichtet auch selbst. Auch ist sie in den akademischen Austausch zwischen der Bundesrepublik und der Universität Can Tho im Mekong-Delta involviert (siehe Kapitel 4.3). Es könne aber in Vietnam von einem wirklich freien Lern- und Studiensystem noch keine Rede sein, betont sie. Immer noch sei es so, dass die Partei sehr in die Ausbildung hineinregiere. Auch sei ihrer Meinung nach ohne die Partei überhaupt keine Karriere zu machen. Der Staat wolle über seine Zöglinge informiert sein. Sogar die Freizeitaktivitäten der Studenten seien zentral reguliert, es gäbe eine Art Kontaktbereichsbeamten für die jeweiligen Untergruppen. Ich frage, ob auch Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen gemacht würden. Schließlich sei das Land durch den Konfuzianismus eindeutig patriarchalisch ausgerichtet. „Allerdings“, bestätigt Heidi Steiner, „das Miteinander ist immer noch stark vom traditionellen Rollenverhalten geprägt, besonders die Mädchen werden sehr benachteiligt. Im Endeffekt erzieht man sie zu besseren Mauerblümchen, während die Jungen Freiheiten haben.“ Die Erfolge der DAAD-Arbeit können sich mittlerweile sehen lassen: Eine postgraduierte Studentin von Heidi Steiner hat jetzt in Ho-Chi-

Minh-Stadt sogar eine private Deutsch-Sprachschule eingerichtet, von der sie einigermaßen leben kann. Nur eines von vielen Beispielen.

Wie sehr den offiziellen Dependancen der Bundesrepublik an aktiver Gestaltung gelegen ist, lässt sich auch an der Arbeit der Deutschen Botschaft in Hanoi messen. Dort empfängt mich David Schwake, zuständig für Kulturelles, Menschenrechte und die Betreuung von Minderheiten. Eine anspruchsvolle Aufgabe, bedenkt man, dass gerade in Bezug auf Religionsfreiheit Vietnam noch extremen Nachholbedarf hat. So berichtet die Zeitung *Der Spiegel* am 02. Januar 2003 vom spurlosen Verschwinden eines nicht erwünschten buddhistischen Mönchs und weiteren schweren Verletzungen der Menschenrechte gegenüber jeglichen Abweichlern von der kommunistischen Linie. Sogar der Papst musste sich bereits im Jahre 2002 an die Regierung wenden, um die Verfolgung von Katholiken anzuprangern.

Hier gäbe es immer wieder Notwendigkeit zur Intervention, räumt auch Schwake ein.

Die Deutsche Botschaft hat diverse Publikationen veröffentlicht – jeweils bilingual in deutsch und vietnamesisch verfasst – die die aktuellen verschiedenartigen entwicklungspolitischen Projekte beschreiben. Neben den bereits geschilderten Institutionen kümmern sich auch Nicht-Regierungsorganisationen wie beispielsweise die „Potsdam Kommunikation“ um Vorhaben wie die Minenräumung in Hue oder das „Endangered Primate Rescue Center“ (EPRC) um bedrohte Affenarten.

Genereller Hauptansatz bei allen eingeleiteten Maßnahmen ist eine Verbesserung der Lebensumstände im ganzen Land und die Schaffung neuer Arbeitsplätze. Deutsche Investoren sind selbstverständlich erwünscht, einige Großunternehmen wie Mercedes sind bereits vor Ort. Verhandlungsgegenstand ist momentan sogar, ob die Firma Siemens vielleicht den Auftrag erhält, eine geplante siebzehn Kilometer lange U-Bahn-Strecke in Ho-Chi-Minh-Stadt zu bauen.

Im kulturellen Sektor wird eng mit dem Goethe-Institut zusammengearbeitet, kulturell kann auch schon mal heißen, dass die deutsche Fußballtraditionsnationalmannschaft mit Bernd Hölzenbein an der Spitze zu einem Freundschaftsspiel ins Land geholt wird. Die fußballbegeisterten Vietnamesen gingen während der letzten Weltmeisterschaft sogar so weit, bei jedem Spiel der deutschen Nationalmannschaft mitzufiebern, so, als wären es ihre Landsleute, die spielten, erzählt David Schwake.

Der gute Ton zwischen beiden Ländern manifestiere sich auch darin, dass es Unmengen kleiner Clubs und Deutsch-Vietnamesischer Freundschaftskreise gibt, deren verabredete Zusammenkünfte sich lediglich darauf



begründen, dass jeder der Teilnehmer einmal etwas mit Deutschland zu tun hatte. Auch die eingangs erwähnten „Moritzburger“ sehen sich heute noch regelmäßig – fast fünfzig Jahre nach den Schuljahren in Deutschland.

## **7.2 Zwei Besuche bei Deutsch-Vietnamesischen Freundschaftsgesellschaften**

Herr Duong Dinh Ba ist stellvertretender Vorsitzender und Generalsekretär der Deutsch-Vietnamesischen Freundschaftsgesellschaft in Ho-Chi-Minh-Stadt. Zwischen 1960 und 1966 hat er in Deutschland studiert, unter anderem Germanistik. Heute arbeitet er als Sachautor und Übersetzer. Auch er betont, dass weder Parteizugehörigkeit noch Herkunft aus einer privilegierten Familie ihm die Deutschlandjahre ermöglicht hätten, es seien lediglich die guten Noten gewesen. Im Vordergrund habe aber auch die Liebe zur deutschen Sprache gestanden. Wie die aktuelle Lage der bilateralen Beziehungen sei?

Wir könnten uns gerne in meinem Hotel treffen, sagt er, am Nachmittag sei er an der Rezeption. Und so sitzen wir dann zusammen – bei einer Tasse Tee.

Probleme zwischen den Vietkhieu und Einheimischen gäbe es seiner Meinung nicht, schließlich brächten erstere Devisen, und das sei gut so. Das Land brauche dringend welche! Auch verneint Herr Ba repressive Maßnahmen Hanois bei der Rückführung seiner Landsleute. Vietnam sei angesichts einer Zahl von 40.000 Heimkehrern schlichtweg überfordert gewesen, woher hätte man die Arbeitsplätze denn nehmen sollen? Und habe der Staat nicht bewusst dafür gesorgt, dass Regimegegner nicht hätten zurückkehren können?

Nein, lediglich ein organisatorisches Problem habe existiert. Aber das sei aktuell auch keine vordringliche Thematik mehr.

Es ist hierbei unkommentiert anzumerken, dass Herr Ba zehn Jahre lang an der vietnamesischen Botschaft in Ost-Berlin und danach im Außenministerium in Hanoi beschäftigt war. Vielleicht illustriert dieses Beispiel auch gerade die verschiedenen Einschätzungen der damaligen Lage. Es war eben entscheidend, welchen sozialen Status man innehatte. Auch den aktuellen Wertewandel hat der ehemals überzeugte Sozialist verinnerlicht:

Man habe die jetzige Mixtur aus Sozialismus und Kapitalismus im Ganzen positiv zu bewerten, die prosperierenden Unternehmen müssten jedoch helfen, den Unterschied zwischen Arm und Reich zu verkleinern. Aber da gäbe es ja Aktivitäten, auch bei amerikanischen Firmen: Projekte für Straßenkin-

der, Hilfe bei Naturkatastrophen und Besiedlungspläne in Randgebieten seien mittlerweile normale Engagements. Ob die westlichen Unternehmen nicht in erster Linie aufgrund der niedrigen Lohnkosten hier investieren, möchte ich wissen? Das sei sicherlich auch ein Grund, aber immerhin würden die hiesigen Arbeiter bei Firmen aus den reichen Industrieländern fast das Doppelte verdienen im Gegensatz zu lokalen, das sei doch etwas.

Eine Haltung, die mir bei Gesprächen im Land oft begegnet. Die Philosophie des neuen, boomenden Vietnam ist praktisch orientiert. Was Arbeitsplätze bringt, wird akzeptiert. Das Land leistet sich keine Animositäten mehr – trotz jahrhundertelanger Besatzung.

Der ehemalige Klassenfeind ist als probates Mittel für eine bessere Zukunft erlaubt. Auch wenn die Suche nach Anbindung an den Westen verständlich ist, das Wort Opportunismus schluckt sich oftmals zäh hinunter.

So schätzt Herr Ba auch im Zuge dieser allgemeinen Umorientierung die aktuelle wirtschaftliche Situation Vietnams als positiv ein, Krieg und ideologische Zwänge der Vergangenheit seien überwunden, die Perspektiven müssten angepackt werden, wer zurückschaue, verschlafe die Zukunft.

In Hanoi lädt mich Frau Dr. Kirsten Endress vom Deutschen Akademischen Austauschdienst der Hauptstadt ein. Ein Treffen der dortigen Deutsch-Vietnamesischen Freundschaftsgesellschaft sei anvisiert. Regelmäßig sei dies der Fall. Was mich dort erwartet, zählt zu meinen schönsten Vietnam-Erlebnissen. Stilvoll findet man sich zusammen in einem hochherrschaftlichen Bau unweit des Roten Flusses. Das Ambiente ist verschwiegen elegant, das in Deutschland stets missbrauchte Wort einer Gala kommt hier zu seiner verdienten Berechtigung. Schnell wird offenbar, dass es sich bei dieser Festivität nicht nur um einen interkulturellen Austausch handelt, sondern mindestens um eine „semi-politische“ Ebene der Kommunikation.

Mit dem Botschafter Dr. Wolfgang Massing betritt als erster Redner somit auch der ranghöchste Vertreter der Bundesrepublik in Vietnam die Bühne. Vom ersten Wort an zeigt sich, dass es hier nicht um Repräsentationspflicht und Salbung eines fremden Landes geht, sondern um aktive Gestaltung. Wie bereits in Absatz 6.1 beschrieben, wird jede Aktivität der Bundesrepublik in Vietnam als konkrete Grundsteinlegung zum Ausbau der bilateralen Beziehungen begriffen, für höfliche Seichtheiten gibt es keinen Raum. Es sei hinzugefügt, dass sich das allgemeine Bewusstsein im Saal auch dementsprechend orientiert gestaltet: Deutschland gilt in Vietnam als der wichtigste Handelspartner innerhalb der Europäischen Union. So wird auch der Ankündigung des zu diesem Zeitpunkt noch nicht definitiv bestätigten Besuchs des deutschen Bundeskanzlers unverhohlen Respekt gezollt. Es verwundert daher ebenso wenig, dass sich auch der vietnamesische Vize-Außenminister unter den Geladenen befindet, bei dem auch ich mich kurz vorstellen kann.

Trotz aller politischer Dimension: Das Legere und Sympathische bestimmt die Atmosphäre. Dr. Tan hat Würste gebracht, es gibt den Eierlikör von Thuc, die vietnamesisch-deutsche Symbiose verhilft zu Stäbchen und deutschem Essen. Diese völkerübergreifenden Kreise sind offensichtlich Klüngel, und so treffe ich viele Vietnamesen wieder, die ich im Laufe meiner Reise bereits als Gesprächspartner kennenlernte.

Jeder der Geladenen spricht Deutsch und ist durchaus eloquent, geht es um die eigenen unternehmerischen Erfolge. Stolz wird Erreichtes präsentiert, Visitenkarten werden ausgetauscht, und auch mir bietet man Hilfe bei gewählten Aktivitäten in spe an. „Wenn Sie geschäftlich hier aktiv werden wollen, ich kann helfen“, so ein Gast, dem ich vorgestellt wurde.

Empfänge dieser Art können in der Bundesrepublik manchmal eher statischer Natur sein. Gerne übt man sich hierzulande darin, andere Menschen zu belauern, den Neidfaktor zu leben oder schlicht und einfach die Konkurrenz des Alltages noch in den Abend zu übertragen. In Hanoi ist dafür kein Raum. Natürlich siedeln sich auch hier Gespräche an der Oberfläche an, und man übt sich in Höflichkeit und Artigkeiten. Trotzdem: Eine Unverdorbenheit liegt in der Luft, das beiderseitige Interesse an der anderen Kultur ist echt. Echt sind die Scherze, echt ist die Kontaktaufnahme, echt ist der Spaß. Es geht um etwas, nämlich Kontakte, aber auch andererseits um wenig – einen zwanglosen Abend. Alle lachen – und dazu besteht hier definitiv ein Grund.

### **7.3 „Heute Gulasch!“ Impressionen aus einem deutschen Lokal**

Die „Gartenstadt“ liegt direkt in der Mitte der Dong Khoi, der zentralen Allee Ho-Chi-Minh-Stadts. Zu diesem architektonisch sehr reizvollen Boulevard verschlägt es jeden Touristen, entsprechend ist auch die Bedrängnis durch Einheimische, es geht um tien, um Geld. Japanische Reisegruppen plündern Souvenirläden, Markenfirmen preisen ihre Produkte zu westlichen Preisen an, Kinder betteln, nachts warten die Prostituierten – kurzum eine Straße in der Charme und Nepp nicht mehr ohne einander auskommen. Hier erspäht das geübte Auge schnell die deutsche Speisekarte: Frikadellen mit Kartoffelsalat, Eisbein – sämtliche Essphantasien aus der fernen westlichen Heimat erscheinen wie eine Fata Morgana vor dem abgekämpften City-Besucher. Die „Gartenstadt“ ist vermeintlicher deutscher Gemütlichkeit nachempfunden, schlichte Holztheke, Schlager, Fleisch mit Beilage.

Corinna arbeitet hier seit einem halben Jahr. Die Bonnerin studiert Südostasienwissenschaften und absolviert in Vietnam ein obligatorisches Aus-

landssemester. Wie es ihr gefiele? Toll! Und dann eine Aufzählung dessen, was überhaupt nicht toll ist. Es sei gefährlich, man werde überall ausgeraubt, betrogen werde man ständig und allerorten. Die Vietnamesen seien – so wörtlich – die Italiener Asiens, trauen könne man hier niemandem.

Dann wäre es aber doch schön bald wieder nach Hause zu kommen? So nun auch nicht! Sie sei mit einer Kommilitonin unterwegs, einer in Deutschland aufgewachsenen Vietnamesin. Aber selbst die würde permanent überverteilt werden, wie alle, die in der Fremde ihr Glück gefunden hätten (vgl. 5.1). Ausgelebter Neid eben.

Die Zusammenarbeit der Angestellten in der „Gartenstadt“ lässt - an diesem Abend zumindest – nicht viel von deutsch-vietnamesischer Freundschaft ahnen. Ein Vietnameser wird von der Studentin im Beisein anderer als eher fußballsüchtiger Idiot gebrandmarkt, sie wird in umgekehrter Weise nicht ernst genommen, weil sie sich zu Gästen setzt. Das scheine eher an andere Branchen zu erinnern, erzählt sie. Probleme hätte es auch mit dem Essen gegeben. Am Anfang habe sie noch an der deutschen Speisekarte partizipieren dürfen, nach Revolten des vietnamesischen Personals müsse sie jedoch jetzt – wenn überhaupt – mit den Einheimischen in der Küche deren Essen verspeisen.

Die „Gartenstadt“ ist Abgrenzung, deutsches Wohnzimmer. Endlich weg vom Pöbel draußen, unter sich sein. Deutsche Manager schauen vorbei oder andere Westler mit ihren vietnamesischen Frauen. Dazu läuft anheimelnd Wolfgang Petry im „beliebten Mittagslokal“, so die Betitelung durch den Reiseführer aus dem Loose-Verlag. Man ist eckkneipig, deutsch. Siebzig Prozent der Gäste seien Vietnamesen, sagt Corinna. An diesem Abend stimmt das überhaupt nicht. Bei den deutlichen Preisen, Nudeln sechs Euro, sollte das auch wundern. Ein seltsamer Hauch von Frustration liegt in der Luft, richtig gerne scheint an diesem Tag niemand in Vietnam zu sein. Endstation Ho-Chi-Minh-Stadt – hier ist die kneipige Klagemauer Wohnzimmerersatz. Und tatsächlich: Ein bisschen ist es auch wie in der Heimat – niemand scheint richtig glücklich.

#### **7.4 Tourismus – Wegbereiter einer neuen Ära?**

Vietnam gilt mittlerweile als das kommende Reiseziel in Südostasien, keinem Land sonst in der Region werden derart viele Vorschusslorbeeren zuteil. Galt noch vor zehn Jahren ein Besuch als schwierig bis unmöglich, treibt der Tourismus schon jetzt in voller Blüte sein zerstörerisches Werk als mentalitätsveränderndes Massenphänomen. Schuld daran tragen viele

Reisende selbst. „Als Anfang der Neunziger die ersten Touristen kamen“, berichtet Wolfgang Karpati vom Deutschen Entwicklungsdienst, „kampierten einige direkt am Ufer des Hoan-Khiem-Sees mitten in der Stadt unter Bäumen.“ Respektlosigkeiten gegenüber Einheimischen seien an der Tagesordnung gewesen. Auch ich beobachte in den vielen Wochen vor Ort eine unangenehme Tendenz zur Gutsherrenmentalität. Das gilt insbesondere für Amerikaner, die damals im Land stationiert waren und jetzt noch einmal richtig in ihren fragwürdigen Erinnerungen baden wollen, getreu dem Motto: Dieses Land ist auch unser Land.

Wer behauptet, der Tourismus stecke in Vietnam noch in den Kinderschuhen, analysiert falsch. Die meisten Besucher bereisen das Land nach einem gleichförmigen Schema, das bringt alleine die geographische Beschaffenheit mit sich. Ho-Chi-Minh-Stadt, Da Lat, Nha Trang, Hoi An, Hue, Hanoi und Sapa – das ist die klassische Route. Und darauf ist man eingestellt. Das heißt: Es mangelt nirgendwo an Unterkünften jeder Preisklasse, auch Restaurants und Souvenirgeschäfte stehen bereit. Da sich der Tourismus in gleichförmiger Art immer auf dieselben wiederkehrenden Plätze konzentriert, haben sich hier bereits Nepp und gelangweilte Massenabfertigung etabliert. Nimmt man das wunderbare Hoi An als Beispiel, immerhin einen Ort, der auf der Liste des Weltkulturerbes steht: Es rangiert nur noch eines im Vordergrund – Tien, auf Deutsch Geld. Die natürliche Herzlichkeit ist verschwunden, es wird respektlos abkassiert.

So wiederfuhr mir beispielsweise, als ich an einem Esstand nach dem Weg fragte, dass die Händlerin erklärte, man sage es mir nur, wenn ich etwas kaufte – und das ernst gemeint! Vietnam hat eine neue Handelsware entdeckt, und diese Ware heißt Mensch. „Natürlich wissen die Leute hier, gerade weil fast jeder jemanden kennt, der auch in Deutschland gelebt hat, dass der Besucher aus dem Westen mehr Geld hat. Insofern gäbe es auch immer einen lokalen und einen europäischen Preis“, erklärt Wolfgang Karpati. Doch das ist nicht das Problem! Bei den sehr günstigen Preisen im Land ist es verschmerzbar, wenn sich die Beträge zu Ungunsten des Besuchers verändern. Das Problem ist vielmehr, dass man den Touristen merken lässt, dass man nur an seinem Geld interessiert ist.

Die Gastfreundschaft erscheint oft eliminiert – auch wenn man darunter nur menschlichen Respekt verstehen mag – der gefürchtete Gesichtsverlust wird billigend in Kauf genommen, Hauptsache, es lassen sich noch ein paar Dollar herauschinden. Eine Entwicklung, die beispielsweise auch schon vor langer Zeit Bali umgekrempelt hat, wo der Verderb durch den Tourismus eine ursprünglich wunderbare Mentalität ausgelöscht hat.

Zwischen Touristen und Einheimischen muss die Situation vielerorts als offen feindlich eingeschätzt werden, besonders, je weiter man Richtung

Norden kommt. Der traurige Haupttenor fast aller Besucher Vietnams, die ich bei meinen Reisen traf, war daher auch einhellig: Das Land ist wunderschön, aber die Menschen seien so fürchterlich enttäuschend. Wiederkommen wollte selten jemand. Schon 1999 kam die sozialgeographische Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen in einer in Vietnam unter Touristen durchgeführten repräsentativen Umfrage zu ähnlichen Ergebnissen. So beklagten viele Teilnehmer eine ihnen aus anderen asiatischen Ländern unbekannt Grundaggressivität. Ausformulierte Sätze hierzu lauteten: „Man fühlt sich übers Ohr gehauen“, „They always want your money“ oder „Man muss vorsichtig sein!“

Das Phänomen scheint ein psychologisches zu sein: Vietnam ist einmal mehr besetzt, vor allem einmal mehr vom Westen besetzt – und diesmal sind es die Touristen, dann sollen die wenigstens als Wiedergutmachung zahlen! Verstehen kann man das. Während sich der reiche Europäer darüber ärgert, dass seine Nudelsuppe nicht 50 Cent, sondern einen Euro gekostet hat, weiß vielleicht die Familie des Restaurantbesitzers nicht mehr ein noch aus, wie sie die neue Beinprothese für den im Krieg durch eine Landmine versehrten Vater aufbringen kann.

Jeder zu radikale Umbruch verändert eine Gesellschaft zu zwei Seiten hin. Einerseits werden neue Kräfte freigesetzt, aber andererseits wächst auch das Bedürfnis aller, an der neuen Umverteilung zu partizipieren. Und da ist der Tourist probates Mittel, kann man hier auch noch den Mitleidfaktor einsetzen. Überall versucht man sich auf den Dollarfang einzustellen, das Leben in Vietnam ist schnelllebig geworden.

„Man muss sich vorstellen“, sagt David Schwake von der Deutschen Botschaft Hanoi, „dass sich in der Hauptstadt vor zehn Jahren alle noch mit dem Fahrrad bewegt haben. Heute kommt man manchmal nach sechs Wochen in ein und dieselbe Straße zurück und erkennt sie nicht wieder, weil sich alles verändert hat.“

In jeder Form von Tourismus liegt immer eine Chance, weil er Reisenden und Bereisten die Gelegenheit zu neuem Verständnis des anderen bietet. Oft erzählen mir Vietnamesen, das Land sei einfach noch nicht so weit, um mit so vielen Gästen fertig zu werden. So erklärt auch Vo Thi Thang, Sprecherin der Nationalen Tourismusbehörde (VNAT) in einem Artikel vom 23. Januar 2003 in der Zeitung Viet Nam News die Problematik:

„Im Jahr 2002 ist der Anstieg an Besuchern dramatisch in die Höhe geschneht. Wir hatten 2,6 Millionen Ausländer zu verkraften und die Zahl einheimischer Reisenden ist auf 13 Millionen angestiegen. Das ist ein Anstieg um über siebzig Prozent! Wir brauchen mehr ausländische Firmen, um dem gerecht zu werden und Vietnams Ressourcen zu nutzen.“

Meiner Meinung nach ein Missverständnis. Sicherlich, man kann Orte wie

die schöne Insel Phu Quoc zu einer populären Destination ausbauen, kann Fünf-Sterne-Hotels ins herrliche MuiNe setzen, die Halong-Bucht weiter kommerzialisieren und mit Pauschalpaketen zaghafte Westeuropäer locken. Für die Wirtschaft brächte das sicherlich einen hohen Gewinn. Doch die eigentliche Problematik liegt in der zumindest momentan unüberbrückbaren Kluft zwischen Einheimischen und Touristen, woran, wie aufgezeigt, auch die Reisenden massiven Anteil haben.

Je mehr man die Besucher kaserniert, umso weniger Verständnis werden sie für das eigentliche Vietnam haben. Ich besuche per Motorrad im Ferienort Nha Trang die große Buddhastatue etwas außerhalb des Zentrums. Durch einen Zufall gerate ich vom Weg ab, direkt hinter dem Monument haben sich Elendshütten gebildet, die Wege sind vollgekotet mit menschlichen Fäkalien, Kinderbanden wie in Südamerika zerren an einem herum, trachten nach der Habe des reichen Fremden.

Genau diese Erlebnisse müssen Touristen haben, um sich ein konkretes Bild der immer noch herrschenden Armut im Land zu verschaffen. Sicherlich, der Lebensstandard hat sich allgemein sehr verbessert, aber es fallen immer noch viele durch das Netz des neuen Wirtschaftsbooms. Und genau das erklärt, warum der Tourist überall unverhohlen als Geldmaschine betrachtet wird, warum sich das Lächeln des beispielsweise eher wohl-situierten Thailands nicht in jeder Miene der vietnamesischen Bevölkerung widerspiegeln kann und wird.

Die Tourismusbehörde sollte daher meiner Meinung nach ihre Aktivitäten in erster Linie in der Aufklärung den Touristen gegenüber sehen und auch im eigenen Land für die Fremden werben, um die große Chance der Öffnung Vietnams adäquat umzusetzen.

Auch der Deutsche Bundeskanzler sieht hier Perspektive und gleichzeitig Handlungsbedarf: Bei seinem Besuch am 15. Mai 2003 in Hanoi unterzeichnete er mit dem Premierminister Phan Van Khai ein neues Abkommen – über eine Verbesserung der Zusammenarbeit auf dem Tourismussektor!

## 8. Fazit und Schlusswort

Wer ein Stipendium wie dieses erhält, bekommt in mehrerlei Hinsicht eine einmalige Chance. Für mich war es in erster Linie die Möglichkeit, sich mit der Distanz des Berufs in eine fremde Materie einzuarbeiten. Während der gemeine Tourist vermeintliche Widrigkeiten des Urlaubsalltages abarbeiten muss, bieten sich dem Journalisten allorts Gelegenheiten, aus jeder noch so kleinen Begegnung Information für sein Thema herauszusaugen.

Der normale Alltag als Beschäftigter in der Fernsehbranche bietet dies in der Regel nicht. Die zunehmende Kommerzialisierung des Mediums und die Abhängigkeit von Zuschauerzahlen engen den Aktionsradius ein, sorgen für terminliche und gestalterische Zwänge. Ein Thema wie dieses musste daher auch nicht in einem Schwarz-Weiß-Kontext begriffen, sondern vielmehr als längerfristige Studie verstanden werden.

„Vietnam – ein Land im Aufbruch“, so lautet mittlerweile jeder zweite Titel aktueller Publikationen über den asiatischen Staat. Dem ist auch so, allerdings wesentlich vielschichtiger als es meist suggeriert wird. Unzutreffend sind vor allem die Klassifizierungen von „Boomtown Saigon“, „malegischem Hoi An“ und dem „verwunschenen Hanoi“. Wer Vietnam bereist, sollte daher den Sightseeing-Gedanken eher dem Begriff eines Bildungsurlaubs unterordnen.

Am beeindruckendsten waren für mich die geschichtlichen Orte, die die Gräueltaten der Historie aufarbeiten. Man muss bedenken, dass der Vietnam-Konflikt weltweit eine ganze Generation politisch entzweit hat, dass der Krieg auch in Deutschland gesellschaftliche Gruppen bis zum Terrorismus hin radikalisierte.

Das Stipendium gab mir insofern über mein Thema hinaus die Möglichkeit, meinen Horizont zu erweitern. Wer das Tunnelsystem des Vietcong in Cu Chi oder das Kriegsmuseum in Ho-Chi-Minh-Stadt besucht hat, wer in der demilitarisierten Zone (DMZ) den Erzählungen von Veteranen gelauscht oder in den Marble Mountains die Verstecke der Soldaten in Augenschein genommen hat, wer im Mausoleum von Ho-Chi-Minh den einbalsamierten „Onkel Ho“ erlebt hat – erst der weiß, zumindest, was meine Generation betrifft, inwieweit Vietnam in seiner Geschichte für simple imperialistische Expansionspläne beziehungsweise falsch verstandene Befreierphantasien erhalten musste. Insofern betrachte ich diesen Aufenthalt als eine einmalige Möglichkeit, die Chance, wirklich etwas zu lernen.

Wer nur die Tempel von Hue besucht oder in Sapa meint, die traditionelle vietnamesische Seele getroffen zu haben, kann nur an der Oberfläche kratzen. Das eigentlich Spannende waren für mich die offiziellen Termine gepaart mit Bekanntschaften oder sogar kleinen Freundschaften des Alltags. Und die intensivierten sich mit der in Vietnam notwendigen Gelassenheit. Für mich war es schnell Normalität, sich in diesem Land als eine Art Einwohner auf Zeit einzufinden. So war ich bewusst mehr als drei Wochen in Hanoi – und nur so war es möglich, Vertrauen zu Einheimischen aufzubauen, ein hohes und fragiles Gut gerade im spröden Norden Vietnams.

Wer auf eigene Faust ein Thema in einem fremden Land bearbeiten möchte, ist auf Kontakte angewiesen, die andere haben. Ich darf daher abschließend sagen, dass ich vor Ort grandios und jederzeit bei meinem Vorhaben



unterstützt worden bin. Generell gilt zu konstatieren, überall über das normale Gefälligkeitsmaß unterstützt worden zu sein. Auch das war für mich – gerade auch bezüglich der deutschen Institutionen – nicht nur hilfreich, sondern auch eine Ausprägung von Gastfreundschaft, die sich im heimatischen deutschen Alltag den traurigen Rang von Nichtexistenz erworben hat.

Insofern geht mein Dank an Herrn David Schwake von der Deutschen Botschaft in Hanoi, Herrn Marcus Haas vom Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in Ho-Chi-Minh-Stadt, Herrn Dr. Felix Schmidt samt Kollegium von der Friedrich-Ebert-Stiftung in Hanoi für besondere Hilfe, Aufmerksamkeit und freundliche Unterstützung, Herrn Wolfgang Karpati und Herrn Nguyen Dinh Dung vom Deutsch-Vietnamesischen Existenzgründungsprogramm Hanoi, Herrn Dr. Paul Weinig vom Goethe-Institut Hanoi, Frau Heidi Steiner vom DAAD Ho-Chi-Minh-Stadt sowie Frau Dr. Kirsten Endress vom DAAD Hanoi, Herrn Duong Dinh Ba und Herrn Dr. Le Ke Son von den Deutsch-Vietnamesischen Freundschaftsgesellschaften in Ho-Chi-Minh-Stadt und Hanoi, Frau Lam Viet Hoa und ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen sowie Frau Hoang Thi Thu Huong von der German-Business-Association.

Mein allergrößter Dank geht allerdings an die Heinz-Kühn-Stiftung selbst, die es mir ermöglicht hat, mich über einen längeren Zeitraum hin mit einem spannenden Thema auseinanderzusetzen. Ich danke Frau Dörrhöfer-Tucholski und vor allem Frau Ute Maria Kilian, die sich besonders engagiert hat und mir stets eine kompetente, hilfreiche und offene Ansprechpartnerin war.

Tam biet, Vietnam. Auf Wiedersehen!